

(Nachdruck verboten.)

Für unsere Jugend.

Der Muff.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Die Generalin kam aus einer Nachmittagsgesellschaft, an der mehrere ausgezeichnete Persönlichkeiten teilgenommen hatten. Sie befand sich in gehobener Stimmung. Man war sehr freundlich gegen sie gewesen, sehr, hatte sie dringend aufgefordert, eine ihrer kleinen Novellen, wenn auch nur die kleinste, vorzulesen.

Für ihr Leben gern wäre sie der Einladung gefolgt, trug jedoch gerade an dem Nachmittag nicht das geringste Manuskriptlein bei sich, und so hatten die Gäste mit liebenswürdiger Resignation auf den Genuß verzichtet. Aber schon die Berücksichtigung, die dem bisher wenig aufgemunterten Talent der Generalin geschenkt worden war, tat ihr unendlich wohl.

Man lasse mich mit frühen Triumphen ungeschoren, sie sind nicht selten die Vorboten späterer Niederlagen, dachte sie. Wer vermag sich von der im raschen, glücklichen Schwung der Jugend erreichten Höhe noch höher emporzuschwingen? Meistens bleibt es bei dem glorreichen Anfang, und was nachkommt, ist ein Sinken, wenn's nicht gar ein Stürzen ist. Da lob ich mir mein bescheidenes Streben, das mich allerdings nicht auf die Höhe, aber doch auf eine Anhöhe geführt hat.

Von den heitersten Vorstellungen umgaukelt, schreitet die große, schmächtige Dame rasch und rüstig dahin; das Gehen wird ihr heute so leicht, als ob die Trottoirs mit Kautschuk gepflastert wären.

S herrliches Wetter! Ein kernig kalter Märztag. Merkwürdig früh steht schon die Sonne auf und geht merklich später schlafen. O wie gern sieht der die Tage wachsen, dessen eigener Lebenstag sich schon zur Reize gewendet hat!

Die Generalin verschränkt behaglich die Hände in ihrem großen Muff — ein wenn auch nicht mehr modernes, doch sehr kostbares und gediegenes Garderobestück — und wandert wohlgenut dahin. Sie hat noch eine gute Strecke Weges vor sich, eilt aber nicht, schlendert vielmehr gemächlich weiter, sieht sich die Vorübergehenden an, möchte jedem bis auf den Grund der Seele schauen, und den Armen, besonders solchen, die nicht betteln, schenkt sie etwas. Sie tut es trotz der Gewissensbisse, die sie dabei empfindet. Geld verschenken auf der Straße ist ein Unsinn und nationalökonomisch ein Verbrechen. Das ist der Generalin hundertmal und unwiderleglich bewiesen worden, sie hat das Bewußtsein ihres Unrechts und — begeht es dennoch. Das Mitleid, diese, wie in neuester Zeit festgestellt worden, verwerflichste Form des Egoismus, ist zu mächtig in ihr; es überwältigt sie immer wieder von neuem.

Mit dem unvernünftigen Almosenpenden ist es aber auch eine so eigene Sache! Unendlich schwer wird diese üble Gewohnheit ablegen, der einmal ihre ganze Süßigkeit gekostet hat. Du gehst durch die Straßen der großen Stadt, und wenn deine Augen nur offen sind, siehst du in kurzer Zeit das Elend in jeder denkbaren Gestalt; von dem geistigen und moralischen Elend an, das hinter äußerem Glanz verborgen vorbeistolziert, bis herab zu dem Elend des hungernden, vom Tode schon gezeichneten Vasters. Und wenn es dich nun da plötzlich mitten heraus aus der rettungslosen Verkommenheit ansieht mit Augen, die von einer noch unschuldigen Seele erzählen oder von einer im schwersten Kampf geläuterten, oder von einer noch hoffenden, noch ringenden, und du antwortest ihrer scheuen Bitte und greiffst in deinen Säckel, greiffst ziemlich tief und reichst eine Gabe dar, die den Armen auf das äußerste überrascht — o des wunderbaren Eindrucks! O der stummen seligen Frage: Das schenkst du mir? Du ganz fremder Mensch schenkst mir so viel? Und ein unvergeßlicher Blick trifft den Bundertäter, der dem Kinde der Not für ganze Tage die Sorge aus dem Leben nimmt.

Nun, dieses Staunen mit anzusehen, die Freude aufblitzen zu sehen auf dem Antlitz des Kummers, das ist Glück; und wer es einigemal genossen hat, und auf den Geschmack gekommen ist, und sich's trotzdem aus Ueberzeugung und aus Tugend versagt, den nenn ich — so schloß die Generalin ihre Betrachtungen — einen Cato vom Standpunkt der Nationalökonomie!

Sie selbst hat nicht das Zeug zu solcher Größe, überhaupt nicht, am wenigsten aber dann, wenn sie sich durch und durch zufrieden fühlt und im Grunde jeden anderen bemitleidet, weil er schwerlich so gut dran sein kann wie sie, der arme Andere.

Widerstandslos läßt sie ihrer Torheit den Zügel schießen, bis ihr eine natürliche Grenze gesetzt wird, und das Portemannaie nichts mehr enthält als eine Visitenkarte.

Nachgerade ist es auch Zeit geworden, einen rascheren Schritt einzuschlagen, denn plötzlich hat der Wind sich scharf erhoben und jagt große Schneeflocken durch die Luft. Die gelblichen Flämmchen, die man in den Straßenlaternen wahrzunehmen beginnt, machen darauf aufmerksam, daß die Dunkelheit demnächst einbrechen wird, und daß es ihnen nicht einfällt, sie daran zu hindern. Unter solchen Umständen hat die Nebenstraße des Wiener Grabens, in welche die Generalin eben einlenkt, etwas entschieden Unheimliches, und die Dame wäre gar nicht böse gewesen, wieder draußen zu sein.

So eilte sie denn, ohne sich aufzuhalten, an einer Bettlerin vorüber, die auf der steinernen Stufe vor einem geschlossenen Kaufladen saß und sich frierend in den Winkel der Mauer drückte. Der Schnee umwirbelte sie und zerrann auf ihrem tiefgebeugten Haupt, das von einem durchlöcherten Tuch bedeckt war. Ihre Knie hatte sie bis zur Brust heraufgezogen, der dünne Rock reichte kaum bis zu den Knöcheln, die Füße waren mit Fetzen umwickelt und ruhten fest aneinander gepreßt auf einem bißchen Stroh. Ein Ding, das früher ein Muff aus Hasenhaut gewesen, jetzt aber nur noch eine zerfetzte Röhre aus Hasenhaut war, sollte den Händen zum Schutze dienen, verfab sein Amt aber schlecht; denn diese alten Hände kamen an manchen Stellen vor Kälte zitternd zum Vorschein, und man sah es ihnen an, wie hart sie gearbeitet hatten, bevor sie zu unerwünschter und unerquicklicher Ruhe in den Schoß gelegt wurden.

Die Generalin war schon ein Stück Weges weiter gegangen, als ihr die ganze Kläglichkeit des im raschen Vorübergehenden empfängenen Eindrucks vor die Seele trat. Sie kehrte zu der Alten zurück, blieb eine Weile vor ihr stehen, verfolgte mit immer trauriger werdenden Blicken die seltsam zuckenden Bewegungen des zusammengekrümmten Körpers und sagte endlich: „Es ist spät, liebe Frau, gehen Sie doch nach Hause.“

Das Weib blidte empor und erwiderte, sie müsse auf ihre Tochter warten, die erst in einer Stunde von der Arbeit kommen und sie abholen werde.

In einer Stundel dachte die Generalin — und die Alte macht jetzt schon so verdächtig schläfrige Augen; die ist imstande und erfriert bei drei Grad Wärme. Was anfangen? was anfangen, du lieber Gott! Ein Wachmann, den man rufen und bitten könnte, auf die Arme acht zu geben, ist nicht in der Nähe, und wäre er's, die Generalin würde sich genieren, ihn darum anzusprechen. Die Leute schauen einen bei derartigen Zumutungen meistens furios an. Und noch länger dastehen und die Bettlerin betrachten, hat auch keinen Sinn. Ueberdies beginnt die Alte beunruhigt zu werden, und fragt sich mit Angst, was denn diese Person will, die sich da vor ihr aufgesplanzt hat und ihr nichts schenkt.

„Gehn's weg!“ sagt sie, „geh'n's weiter!“ und die Bangigkeit, das Mißtrauen, die sich dabei in ihren Mienen fundgeben, versetzen die Generalin in eine große Verwirrung. Es kommt ihr auch vor, als ob die Vorübergehenden in sonderbarer Weise nach ihr schielten. Die Situation wird immer peinlicher, und in der Verlegenheit, in der Ratlosigkeit, in dem dringenden Wunsch, sich einen anständigen Rückzug zu sichern, legt die Dame plötzlich ihren Muff der Alten auf die Knie. „Ich hab kein Geld, aber nehmen Sie das und wärmen Sie sich,“ sagt sie.

„O Jesus! Jesus!“ . . . Das Weib bringt anfangs nur

Diese Worte heraus, aber als sie aus der ersten Verjüdung zu sich kommt, läßt sie auch eine Beredsamkeit los, die mit lautem Geschrei einen Platzregen von Segnungen und Wonnen vom Himmel herunter auf das Haupt der edlen Spenderin beschwört.

Die Generalin entflieht, so schnell sie kann, dem Wortschwall und den Lobpreisungen, die ihr noch von weitem nachgerufen werden, und langt kurze Zeit später glücklich daheim an.

So ganz wohl zumute ist ihr nicht; sie besinnt sich, daß sie ihr Portemonnaie in dem verschenkten Muff vergessen hat, und ärgert sich auch im voraus über das Verhör, dem sie der beiden Dinge wegen von der Kammerfrau unterzogen werden wird.

Die Kammerfrau ist es auch, die auf ihr Schellen öffnet und sie mit der Nachricht begrüßt: „Der Herr General sind schon lange zu Hause.“

„Da geh ich gleich zu ihm hinüber,“ antwortet die Gebieterin, gibt rasch Hut und Mantel ab und tritt in das Zimmer ihres Mannes.

Der alte Herr erhebt sich beim Erscheinen der alten Frau. Er ist um ein Weniges kleiner als sie, hat aber etwas ungemein Energisches; Gang und Haltung verraten den ehemaligen Kavalleristen.

„Kommst Du endlich!“ ruft er der Eintretenden entgegen, „hat heute wieder schön lange gedauert, die Urchlerei.“ Mit diesem Namen pflegt der General die Gesellschaften zu bezeichnen, die lediglich aus Damen bestehen.

„Es waren auch Herren da,“ entgegnet die Generalin. „Beneide sie nicht,“ murmelt der Gatte und zieht den Tisch, auf dem eine Patience aufgelegt ist, zurück, damit seine Frau auf dem Sofa Platz nehmen könne. Er setzt sich ihr gegenüber, stemmt die linke Faust auf den Schenkel und die rechte auf den Tisch und betrachtet die Karten mit scharfen Feldherrnblicken.

„Ist wieder boshaft!“ brummt er, „ist ein rechter Bosnidel, nein, was das für ein Bosnidel ist!“

Auch die Generalin vertieft sich in die Betrachtung der Karten und sagt nach längerem Nachsinnen: Der Sechser geht.“

„Wo ist der Sechser?“ fragt der General.

„Rechts in der zweiten Reihe.“

„Der? Ja, der! Ja den — den leg ich nicht aus.“

„Warum denn nicht?“

„Will nicht.“

„Schöner Grund!“

„Warte auf einen schwarzen Fünfer.“

„Deine schreckliche Methodel! Auf die Art kann die Patience nie ausgehen, nie!“

„Liebes Kind,“ entgegnet der General mit männlichem Ernst, „nimm mir's nicht übel, Du hast unredt. Hier handelt es sich nicht um das Einzelne, sondern um das Ganze.“

„Wenn aber das Einzelne den Knotenpunkt des Ganzen bildet?“

„Knotenpunkt! Wie Du doch bist! Wie Du doch kindisch bist! Liebe, ich habe allen Respekt vor Deiner Schriftstellerei, aber von Knotenpunkten verstehst Du nichts.“

„Wer weiß, vielleicht doch . . . warum sollt ich nicht im Grunde . . .?“

Die Generalin sprach unsicher und zerstreut, ihre Wangen röteten sich leicht. In ihrem Schreden war die Kammerfrau hereingetreten, durchsuchte das Zimmer mit spähenden Blicken und nahm von dem eifrigen Abwinken ihrer Herrin keine Notiz.

„Lassen Sie es gut sein, Atele, lassen Sie es nur gut sein,“ sagte diese endlich in einem Tone, in dem die dringende Bitte wie ein kühler Befehl klingen sollte.

Und der General, der längst überlebten Mode hulldigend, in Gegenwart der Dienleute ein ihm nicht ganz geläufiges Idiom zu gebrauchen, fragte:

„Qu'est-ce que veut-elle donc?“

„Ich suche den Muff,“ sprach Atele, „die gnädige Frau haben den Muff nicht mitgebracht, und hier ist er auch nicht.“

„Nun, wenn ich ihn nicht mitgebracht habe, kann er auch nicht hier sein,“ versetzte die Generalin. „Sehen Sie nur, Atele.“

Der treuen Dienerin war diese wiederholte Abweisung ein Stich ins Herz, und ihre tiefe Verleßtheit äußerte sich in der Miene, mit der sie hervorstepf:

„Aber der Muff ist weg!“

Der General wendete rasch den Kopf und fragte kurz: „Was Muff? wer ist Muff?“

„Der große, der schwarze, der schöne Muff,“ entgegnete Atele, und die Generalin bemerkte krampfhaft lächelnd:

„Groß und schwarz allerdings, aber schön . . . daß er schön war, hat ihm wirklich schon lange niemand mehr nachsagen können.“

„Mag er nun sein, wie er will,“ erklärte der Mann, „da muß er sein!“

„Man muß ihn halt wieder abholen,“ sprach Atele, „die gnädige Frau haben ihn halt liegen lassen in der Gesellschaft, wo Sie gewesen sind.“

„Ich habe ihn dort nicht liegen lassen.“

„Euer Gnaden haben das neulich auch gesagt, wie Euer Gnaden aus dem Theater gekommen sind, und wie ich gesagt habe, das Taschentuch ist nicht da. Und am andern Tag hat's der Logenmeister gebracht.“

„So? hat er's gebracht? . . . Aber, Atele, warum verschweigen Sie mir das?“

„Vergleichen haben Sie sogleich zu melden,“ rief der General, und Atele jammerte:

„Wie soll ich's denn melden? Wann denn? Man darf ja nichts reden, weil ja die gnädige Frau immer dachtet beim Ankleiden.“

Die Generalin biß sich auf die Lippen; es war ihr stets beschämend, wenn ihre Dienerin ihr die Schriftstellerei vorwarf. Der General runzelte die Stirn, richtete sich steif auf und sagte zu seiner Frau: „Voyez vous?“ zur Kammerfrau jedoch: „Besorgen Sie jetzt den Tee.“

Atele entfernte sich mit dem Schritt einer gefangenen Königin vor dem Wagen eines römischen Triumphators. Der General kreuzte die Arme, beugte sich, blickte seiner Frau in die Augen und fragte: „Atilde, was ist's mit dem Muff?“

Sie senkte den Kopf und nach einem um Vergebung bittenden Blick auch die Augen und sprach:

„Frits — ich habe ihn verschentt.“

Er fuhr heftig zusammen, sein Gesicht drückte Gram aus. „Verschentt! . . . hast Du vergessen, daß er von meiner verstorbenen Tante her stammt?“

„Frits — ja! in dem Augenblick, in dem ich ihn verschentte, habe ich das vergessen.“

„Dann,“ versetzte der General wehmütig, „wäre es zwecklos, Dich jetzt daran zu erinnern. Aber sagen will ich Dir doch, Atilde: Ich habe im stillen seit langer Zeit auf den Muff spekuliert. Ich hätte mir gern einen Fufßack für meinen Jagdschlitten daraus machen lassen; ich habe es Dir aber verschwiegen aus Delikatesse . . . Das habe ich getan, Du aber . . .“

Die Generalin fiel ihm ins Wort: „Mach mir keine Vorwürfe, Vester; ich bin genug gestraft.“

Sie war's; er sah es deutlich ausgesprochen auf ihrem Antlitz, in dem er seit vierzig Jahren zu lesen gewohnt war, und so erfüllte er denn großmütig ihre Bitte und fragte nur mild:

„Ich möchte aber wissen, an wen Du ihn verschentt hast.“

„An eine Greisin, lieber Frits, eine unglückliche, hilflose, die vielleicht erstoren wäre ohne ihn . . .“

„Papperlapapp!“

„Und für die der alte Muff eine Wohlthat ist, die vorhalten wird bis ans Ende ihrer Tage, ein wahres Lebensgut. So verzeih denn, bester Mann, und wenn Du mir noch etwas zuliebe tun willst . . .“ Atilde ging aus ihrer elegischen Weise in eine muntere über, griff nach der Hand ihres Mannes, zog sie rasch an sich und drückte, bevor er's wehren konnte, einen Kuß darauf, „so lege den Sechser aus.“

Seufzend fügte sich der General dem Wunsch seiner Frau, aber es geschah zum Unheil, denn, wie die scharfsinnigen Kombinationen, die er später anstellte, erwiesen, konnte die Patience vom Moment an, in dem die verhängnisvolle Karte ausgelegt worden war, nicht mehr gelingen. Den Mann bestimmte das ein wenig, für die Frau gab es an dem Tage nichts, das imstande gewesen wäre, ihre Heiterkeit zu stören. Und als sie zur Ruhe gegangen war und die Augen schloß, da schwebte das Bild eines welken Greisenangesichts, von heller Freude verklärt, vor ihr empor, und sie schlief ein, gewiegt von Empfindungen, um die die Landgräfin Elisabeth von Thüringen Ursache gehabt hätte, sie zu beneiden.

Am nächsten Morgen würde die Generalin ihres gestrigen kleinen Abenteuers nicht mehr gedacht haben ohne die schroffe Einsilbigkeit, die Atele der Herrin gegenüber beobachtete. — Das wird nicht gut, dachte sie, wird nicht gut, bevor ein umfassendes Geständnis abgelegt ist. Und ich bin es ihr ja schuldig: habe ich doch eiaenmächtia über ein'n Gegenstand

verfügt, auf den sie sich durch die treue Gut, in der sie ihn mehr als ein Menschenalter hindurch gehalten, einigermaßen Rechte erworben hat.

Die Generalin war eben im Begriff, ihre Beichte zu beginnen, als die Hausglocke, mit unerhörter Heftigkeit in Bewegung gesetzt, ertönte. Man hörte die Tür öffnen und zuschlagen, und aus dem Vorzimmer herüber gellte Weibergeflüster, kreischend, durchdringend; der Generalin war die Stimme, wie ihr schien, nicht ganz fremd. Dazwischen donnerte ein ihr unbekannter kräftiger Paß.

Einige bange Sekunden, dann sagte die Gebieterin: „Sehen Sie doch nach, was es gibt, Adele.“ Aber bevor Adele, bei der sich zugleich mit akuter Stummheit auch immer Schwerhörigkeit einstellte, dem Wunsche nachgegeben war, trat der General ein, in aller Gottesfröhe schon sorgfältig gekleidet, stramm militärisch. Seine Brauen waren zusammengezogen, sein Adergesicht hatte einen drohenden Ausdruck.

„Voyez l'antichambre!“ sprach er zu seiner Frau, und sie, mit versagendem Atem, von unbestimmten, aber schrecklichen Ahnungen erfüllt, ging ins Vorzimmer.

Da stand das Unheil in zweifacher Gestalt: in lärmender — der der Bettlerin von gestern; in würdevoll stummer — der eines ungeheuer langen, psalmgeraden Wachmannes, der den Muff und das Portemonnaie der Generalin in seinen Händen hielt.

Der Diener, die Dienerin, das Stubenmädchen waren auch zur Stelle, ohne Zweifel einem unbewußten künstlerischen Triebe gehorchend, um das Tableau durch Ausfüllung des Hintergrundes zu vervollständigen.

Sobald die Generalin sich zeigte, wurde sie von dem alten Weibe mit ohrenzerreißendem Siegesgeschrei begrüßt.

„Da is siel da is sie ja — jetzt können Sie 's selber fragen!“ rief die Bettlerin dem Wachmann zu, stürzte der Generalin entgegen und faßte sie beim Arm: „Und Sie, Sie sagen ihm's jetzt gleich auf der Stell': bin i a Diebin? Hab' i g'stohl'n? Hab'n Sie mir die verdammte Grenadiermützen g'schenkt oder nit?“

„Geschenk!“ sagte die Generalin, „jawohl, ganz gewiß. Ich habe der armen Frau diesen Muff geschenkt.“

„Haben Euer Exzellenz ihr auch dieses Portemonnaie geschenkt?“ fragte der Wachmann und hob das vermeinte corpus delicti in die Höhe.

„Eigentlich — nein . . . eigentlich habe ich vergessen, es aus dem Muff zu nehmen,“ lautete die Antwort, die der Diener der Gerechtigkeit mit dem frohlockenden Ausruf begrüßte:

„Und sie — hat's ausgeleert!“ Die Alte stieß ein Hohngelächter hervor, und die Generalin rief:

„Nein, nein! es war schon leer.“ „Leer? das Portemonnaie Eurer Exzellenz leer?“ verlegte der Wachmann mit leisem und ehrerbietigem Zweifel.

„Bis auf eine Wistenkarte — ja.“ Der Wachmann ist betroffen, und die Bettlerin bricht in eine leidenschaftlich wilde Anklage gegen ihn aus. Aber auch die Generalin bleibt nicht verschont:

„I hab' nix g'stohl'n,“ wettet die Alte ihr zu, „aber mir kann was g'stohl'n wer'n — Ihnere Wohlthaten! Auf d' Polizei haben mi Ihnere Wohlthaten g'führt: Fünfundsechzig bin i alt, aber dös is mir noch nit g'scheh, daß i a ganze Nacht auf der Polizei hätt übernachtet müssen mit allerhand G'sindel, und wenn der Herr Kommissar mi nit kennt hätt, weil i amol Kohlen bei ihm trogen hob, i sißet no und könnt sißen, bis die gnädige Frau ihre Vorladung kriegt.“

„Meine Vorladung?“ stammelte die Generalin mit trockenen Lippen.

„Ganz natirli, zur Konfrottierung. Nur weil er mi kennt und der gnädigen Frau ihren Herrn a, hat er mi herg'lassen mit'n Wachmann. Aber was mußt dös all's? G'sessen bin i doch. Und was mei Tochter wird g'sagt hab'n, wie's kommen is gestern und mi nit gesunden hat auf mei'm Platz — was die sich wird denkt hab'n, dös g' hören steht mir noch aus.“ Sie wurde weich, ein Tränenstrom rann über ihre Wangen.

„Ach ja, Ihre Tochter!“ sagte die Generalin. „Ihre Tochter müssen Sie mir jedenfalls bringen, damit ich mich bei ihr entschuldigen kann.“

„Entschuldigen war schon recht,“ sagte die Alte schluchzend, wenn auch schon etwas besänftigt, „aber mit'n Entschuldigen alleinich wird's es nit tun. Da wer mer um a bissel a'n Nachuß bitten, um a bissel a Schmerzengeld für die ausstandenen Wohlthaten, mei Tochter und i.“

Die Generalin freute sich, die Bekanntschaft der Tochter zu machen, und entließ unter Assistenz des Generals, der sich von dem Stand der Unterhandlungen zu überzeugen kam, den Wachmann und die Bettlerin — nicht unbeschenkt, wie sich von selbst versteht.

Das Weib nahm dankbar alle gespendeten Gaben an, nur den Muff wollte sie sich nicht aufnötigen lassen. „Den schwarzen Bären,“ erklärte sie, „können's wem andern anhängen — ich hab genug von ihm.“

„Nun, Liebe?“ sagte eine Stunde darauf der General zu seiner Frau, die er in ihrem Zimmer aufsuchte und recht traurig fand.

Sie nickte ihm zu. „Was, lieber Fritz?“

„Ich werde von nun an ein schärferes Auge auf Dich haben, Gattin, sonst kommst Du mir einmal noch mit einem entzweigeknickten Mantel nach Hause, wie der heilige Martin.“

„Martin? Sei ruhig, den nehm ich mir nicht zum Muster.“

„Gott sei Lob und Dank. Ich brauche also nicht zu fürchten, daß Du ihm die Mantelteilung nachmachst?“

„Gewiß nicht.“

Die Generalin schüttelte ernst und mißbilligend den Kopf. „Diese Tat war mir immer rätselhaft. Ich hoffe nur, der Heilige hatte vorher schon sein Wams verächtigt, sonst schiene es mir unbegreiflich, daß er einem armen Unglücklichen nicht einmal einen ganzen Mantel gegönnt haben sollte.“

„Du bist unverbesserlich, Gattin,“ rief der General, streckte ihr aber plötzlich die Hand entgegen und setzte freundlich hinzu: „Gottlob!“

Kleines feuilleton.

Theater.

Frankfurter Theater. Im Frankfurter Schauspielhaus fand Montag abend Erich Schläifiers Drama „Auser der Gesellschaft“ bei seiner Uraufführung sympathische Aufnahme, die sich am Schlusse in mehrfadem Hervorruf der Darsteller und des Regisseurs äußerte. Das Werk ist das Liebesdrama einer modernen Hetäre der oberen Zehntausend. Sie hat einen armen Schauspieler aus seinem Glend gefischt und ein wolkenloses Vierteljahr mit ihm verbracht, bis sich der meldet, der sie ausbält und seine älteren Rechte geltend macht. Der arme Geliebte stürzt aus allen Himmeln und erzwingt ihr Geständnis, daß nicht sie, sondern — der andere das Geld hat. Das ist der Höhepunkt des Stückes am Ende des zweiten Actes, bis zu dem sich alles gut und folgerichtig steigert und der ausklingt im Überzeihen und Alverstehen des Geliebten, der bereit und gefaßt ist, die Zweideutigkeit der Stellung ganz mit der Geliebten zu teilen. Der dritte Act ist nicht mehr so klar. Die Unerträglichkeit der Lage an sich, in die sich der Mann begab, genügt dem Dichter nicht, um die Katastrophe, d. h. die Trennung herbeizuführen. Es müssen noch allerlei moralische Schauererzählungen hinzukommen. Die Schlusskonsequenz der Dirne ist unerbittlich: ich darf nicht lieben! Der Dialog ist meist gut und scharf pointiert, manchmal etwas überschwänglich. Die Darstellung der Hetäre war mäßig, besser die der zwei Liebhaber.

Kulturgeschichtliches.

Schuld und Schuldhaft im Mittelalter. Wie im römischen, so haftete auch in den altgermanischen Rechten der zahlungsunfähige Schuldner mit seinem Leib und seinem Leben für seine eingegangenen Verpflichtungen. Im alten Rom kam der Schuldner nach ergangenem Urteil zunächst 30 Tage in staatliche Schuldhaft und wurde nach Verlauf dieser Frist dann seinem Gläubiger auf weitere 60 Tage zur Erzwingung der Zahlung in Privathaft überantwortet. Der Gläubiger durfte dabei dem Schuldner während dieser ganzen Zeit schwere Fesseln anlegen, ihn auch sonst quälen und mißhandeln, ihn auch hungern lassen, denn das ihm gesetzlich zu reichende Nahrungsquantum betrug nicht mehr als 1 Pfund Korn täglich. War es auch während der Privathaft dem Schuldner und seinen Verwandten nicht gelungen, die Schuld zu lösen, und war die Schuld nochmals dreimal öffentlich ausgerufen, verfiel endlich der Unglückliche der ewigen Sklaverei seines Gläubigers, dem Verkauf in fremde Sklaverei oder dem Tode. Haftete der Schuldner mehreren Gläubigern mit seinem Leibe, so durfte jeder dieser Gläubiger je nach dem Range seines Schuldanspruchs sich nach Belieben ein Stück vom Körper des Schuldners abhaden, oben oder unten, und so ihr Schuldopfer grausam zerstückeln.

Der gleiche barbarische Rechtsstandpunkt findet sich bei den Germanen. Im norwegischen Naledingsgesetz hat der Gläubiger das Recht, von dem Schuldner, nachdem er ihn vor Gericht geführt und dessen Freunde und Verwandte aufgefordert, die Schuld zu lösen, zu hauen, was er will, oben oder unten. Ebenso läßt es das

falsche Befehl zu, daß der Bergeldgläubiger seinen Schuldner, wenn von ihm und seiner Familie die Schuld nicht zu erlangen, tötet.

Das mittelalterliche Recht ließ zwar den Anspruch des Gläubigers auf das Leben des Schuldners fallen, behielt aber dessen Recht auf den Leib desselben bei. Der mittelalterliche Gläubiger durfte daher seinen Schuldner „stoden und bloden“ und das Gericht überließert diesen, nachdem es ihn längere oder kürzere Zeit in staatlicher Schuldhaft gehalten (Wugsburg acht Tage in Eisen, Wittenberg vierzehn Tage usw.) dem Gläubiger zu „hand und halfter“. — Damit erlangte jener die Befugnis, den Schuldner in beliebiger privater Haft oder in beliebiger Zwangsarbeit zu halten. Der Sachsenspiegel erklärt, „wer Schuld vor Gericht fordert von einem Manne, der nicht zahlen noch Bürgen setzen kann, der Richter soll ihm den Mann ausliefern für das Geld. Den soll er halten gleich seinem Gefinde mit Speise und mit Arbeit. Will er ihn halten in einer Fessel, so mag er das tun, anders soll er ihn nicht peinigen“. Diese gleichen Bestimmungen finden sich im Schwabenspiegel, im Lübeder, Magdeburger und Bremer Stadtrecht. Diese Haft oder Zwangsarbeit dauerte, bis die Schuld in bar oder mit Pfand bezahlt war, „und er soll ihm dienen, bis er ihm vergolten hat“, hieß es im Augsburger Stadtrecht. Selbst vorübergehende Freilassung des Schuldners beeinträchtigte die Rechte des Gläubigers nicht. „Läßt er ihn (den Schuldner) frei oder entläßt er ihn, damit ist jener des Geldes nicht ledig. So lange er nicht gezahlt hat, so ist er immer Pfand für das Geld,“ sagt wiederum der Sachsenspiegel.

Dieses Recht des Gläubigers auf Zwangsarbeit und beliebige und unbegrenzte private Schuldhaft blieb unangefochten bis zum 16. Jahrhundert. Freilich milderte die Praxis die Härte der Schuldnechtshaft, wenigstens in den Reichsstädten. Hier blieb auch der private Schuldgefangene unter dem Schutze der staatlichen Aufsicht, die für Leib und Gesundheit desselben nach Kräften sorgte und vor allem eine Befreiung der Schuldgefangenen aus den Städten verhinderte. Die Art und Weise, wie z. B. die Stadt Frankfurt die Schuldhaftverhältnisse im 16. Jahrhundert regelte, schildert uns Krieger in seinen Bürgerzwisten. Auf Antrag des Gläubigers wurde der Schuldner zunächst vier Wochen in städtische Schuldhaft genommen und dann dem Gläubiger zur Ueberführung in ein Frankfurter Privatgefängnis ausgeliefert. Aus der Stadt durften Schuldgefangene nicht gebracht werden. Als 1471 Hans von Thusenberg an Claus Bauare von Culmbach eine nicht einzubringende Forderung von 188 fl. hatte, verlangte er vom Frankfurter Räte, daß ihm Bauare „an ein Seil“ gegeben werde, um ihn von Frankfurt fortzuführen. Da der Rat sich dessen weigerte, bestritt Thusenberg vor dem Wiener Hofgerichte dem Räte das Recht einer solchen Weigerung und wollte ihn nunmehr für die 188 fl. haftbar machen, ohne jedoch mit seiner Forderung Glück zu haben.

Das städtische Schuldgefängnis befand sich damals im Frankfurter Weinwandhause. Bei Verhaftung eines Schuldners mußte der Gläubiger täglich zum Verzehr, d. h. zum Kaufen von Weißbrot für den Gefangenen, 3 Heller geben. Unterließ diese Zahlung auch nur einen Tag, gab man den Gefangenen augenblicklich frei. Stellte der Gefangene Bürgschaft, so konnte er für einen oder mehrere Tage das Gefängnis verlassen. Dem Gefängniswärter waren für die 4 Wochen Schuldhaft 8 Frankfurter Heller zu entrichten. Die Verhängung der Schuldhaft konnte nicht nur der Frankfurter Bürger gegen einen Mitbürger oder Fremden verlangen, sondern auch der Fremde gegen einen Bürger oder anderen Fremden.

Privatgefängnisse, die jedoch nicht nur für Schuldner, sondern auch für internierende Geisteskrante dienten, gab es zu jener Zeit in Frankfurt neun. Ein jedes derselben mußte wenigstens 9 Fuß hoch und je 9 Fuß lang und breit sein. Es mußte unter Dach und über der Erde, ohne Rauch und Traufe sein, im Winter geheizt werden können und überhaupt eine solche Beschaffenheit haben, daß dem Gefangenen an seinem Leibe kein Schaden geschehe. Der Schuldner durfte nur „ungestockt und ungebloedt“, d. h. ohne Fesseln gefangen gehalten werden. Der Gläubiger mußte Sicherheit leisten, daß der Gefangene die ihm gebührende Kost, täglich für 8 Heller Weißbrot und genügend Trinkwasser erhielt. Alle 14 Tage mußte der Gefangene barbiert, alle 4 Wochen ihm ein Bad gereicht werden. Ebenso wurde alle 4 Wochen von der Stadt aus revidiert, ob alle diese Vorschriften erfüllt waren. Der Gefangene wurde dann aus seinem Gefängnisse herausgeführt und „an seinem Lybe beesehen, ob er nicht wunt oder ungebordlich gehalten sy“. In seinem Gefängnisse durfte der Schuldner Besuche empfangen, sich beliebige bessere Speisen und Getränke anschaffen und sogar Trimgelage halten. Von den Zeugen im Thusenberg-Prozesse sagten damals mehrere aus, sie hätten mit dem Schuldgefangenen Bauare während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft (im städtischen Schuldgefängnisse) „by ime getrunken und Gemeinschaft gehabt“ oder wie ein Zeuge sich ausdrückt „vor synem Gesenandny mit ime Gesellschaft gehabt mit Essen und Trinken“.

Um den Schuldgefangenen ihre Lage zu erleichtern, gingen deren Freunde und Verwandte wohl auch bettelnd zu einzelnen Renten oder von Trinkstube zu Trinkstube. So bettelten die Freunde des Weimannes Philipp von Aldiden, welchen ein in Sachsenhausen wohnender Söldner in Schuldhaft hiel, weil er ihm für ein Pferd 40 fl. schuldig war, Schuldsumme und Kosten im Laufe der Zeit zu-

sammen. Da dem Söldner damals das Mieten eines Privatgefängnisses zu teuer kam, hatte er sich in seinem Hause „zum Selegel“ in Sachsenhausen selbst ein solches Gefängnis bauen lassen. A. A.

Medizinisches.

Nehmen die Schlaganfälle an Häufigkeit zu? Es geht fast kein Tag vorüber, an welchem nicht in den großstädtischen Zeitungen zu lesen ist, daß ein Mann oder eine Frau von einem Schlaganfall betroffen wurde und leblos zusammengeknirscht sei. Aufmerksame Zeitungsleser wollen dadurch eine Zunahme der Schlaganfälle gegen früher bemerkt haben. Fragen wir einmal zur Aufklärung die medizinische Statistik, welche Mitteilungen sie uns über das Vorkommen der Schlaganfälle zu machen hat, so ersehen wir, daß die Schlaganfälle häufiger bei Männern als bei Frauen vorkommen, daß sie mit steigenden Lebensjahren immer zunehmen, so daß sie geradezu als eine Alterskrankheit zu betrachten sind. In Bayern starben z. B. in den Jahren 1893 bis 1902 auf 100 000 männliche Personen in der Altersklasse von 50 bis 60 Jahren 160 Männer an Schlagfluß, in der Altersklasse von 60—70 452, in der vom 70.—80. 1116 und der über 80 1771. In den wohlhabenden Klassen kommen Schlaganfälle häufiger vor, wie in den ärmeren. Die Häufigkeit wechselt dann wieder in den verschiedenen Ländern, während z. B. in Schottland auf 10 000 Menschen 104 an Schlaganfall starben, sind es in Ungarn bloß 47. Was nun die Zunahme dieser Krankheit anlangt, so sollte man von vornherein glauben, sich auf eine solche gefaßt machen zu müssen, entsprechend u. a. dem in den letzten Jahrzehnten verstärkt einsetzenden Kampfe ums Dasein und entsprechend auch der damit in Zusammenhang stehenden Zunahmen des Gebrauches von Reiz- und Genußmitteln, welche ja bei der Entstehung der Schlaganfälle ein entscheidendes Wort mitzureden haben. Tatsächlich ist dies jedoch in Frankfurt wenigstens nicht der Fall. Denn im Durchschnitt der Jahre 1851—1900 starben hier auf 100 000 Menschen 80,2 an Schlaganfall, im Jahre 1904 aber bloß 67,4. Es wäre interessant festzustellen, ob auch anderwärts eine derartige Abnahme erklären? Wir haben gesehen, daß der Schlaganfall vorwiegend eine Krankheit des hohen Alters und der wohlhabenden Klassen ist. Nun hat sich aber in Frankfurt, wie in allen Großstädten, die Alterszusammensetzung der Bevölkerung und die soziale Schichtung in den letzten 50 Jahren bedeutend geändert. Es gibt wahrscheinlich gar nicht mehr so viel alte Leute, die am Schlaganfall sterben können, und auch die Zahl der Wohlhabenden hat gegenüber der Zahl der Unbemittelten bedeutend abgenommen.

Humoristisches.

— **Personalveränderung.** „Durchlaucht hat heute alle Stallbürschen weggejagt; er ist dem „Verein zur Hebung der Sittlichkeit“ beigetreten und duldet jetzt nur noch weibliches Stallpersonal.“

— **Das Großstadtlind.** Dieschen, welche zum erstemal im Freien ein Lämmchen sieht, ruft voller Entzücken: „Mutti, Mutti, hier auf der Wiese läuft ein Lämmchen ganz ohne Mäder.“

— **Afford.** „Wie falsch die kleine Brocksusen aber singt —!“ „Na, es hört sich trotzdem nicht schlecht an, weil sie auch falsch dazu spielt!“

— **Der Titel.** Trotz der gräßlichen Schmerzen erklärte der Verunglückte, ein Banquierssohn, auf die Frage: Was sind Sie? kräftig:

„Nichts und Leutnant der Reserve!“ („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— **Gas Kristalle.** Prof. Dr. Erdmann machte bei der Eröffnung des neuen anorganisch-chemischen Instituts an der technischen Hochschule in Charlottenburg Mitteilung von seinen neuen Untersuchungen der atmosphärischen Luft. Es ist ihm gelungen, durch Kristallisation von Luft reinen Stickstoff zu erhalten, der bisher nie rein vom Sauerstoff getrennt werden konnte. Diese Stickstoffkristalle, die rein weiß sich abheben, sind das erste Gas in festem Zustande. Die Entdeckung hat neben ihrer wissenschaftlichen auch technische Bedeutung.

— **Das Goethe-Haus** in Weimar, das allmählich in die Gefahr geriet, durch allen möglichen modernen Kunstschneidmaschin in ein Paritätenkabinett verwandelt zu werden, ist durch die Initiative des Direktors Dr. Koetschau erfreulicherweise gereinigt worden. Vor allem wurde Oberleins Panoptikumnummer „Goethe, Schillers Schädel in Händen haltend“, außer Gesichtswette gebracht. Auch sonst soll der ursprüngliche Zustand des Hauses möglichst wieder hergestellt werden.